

# Muhammad Ali

1942 – 2016



**Kämpfer Muhammad Ali 1965:** Sein Vertrauen, dass die Welt besser sein könnte, als sie ist, war größer als sein Ego

Es war am Rand eines Pressetermins in Los Angeles im Jahr 2003, als ich Muhammad Ali zum letzten Mal traf. Er konnte nur noch schwer sprechen, seine Bewegungen waren langsam. Parkinson war dabei, ihm all das zu rauben, was ihn groß gemacht hatte: seine Athletik, seine Sprache. Den Tanz eines Schmetterlings in einem Sport, bei dem sich Menschen für Geld prügeln und die Knochen brechen.

Ali winkte, komm mit. Es ging um ein paar Ecken, schließlich landeten wir im Beverly Wilshire Hotel. Es ist ein teurer Laden, „Pretty Woman“ wurde hier gedreht. Ein Ort des weißen amerikanischen Establishments, immer noch. Zu sagen, sie

wären froh gewesen, ihn dort begrüßen zu können, wäre eine Übertreibung. Aber sie schimpften auch nicht wie früher. Sie ließen es geschehen.

Ali setzte sich in das Restaurant, bestellte einen Tee. Er wollte nicht sprechen, nur sitzen. Dann schlief er kurz ein. Als er wieder aufwachte, zog er eine Stoffserviette aus dem Brotkorb. Er begann zu zeichnen. Nicht Michelangelo, Parkinson-Zeichnen.

Mit einem schwarzen Filzstift malte er drei Seile eines Boxrings auf die Serviette. Dann zwei Männer. Frazier schrieb er unter den einen, Ali unter den anderen.

Die Kämpfe mit Joe Frazier gehörten zum Härtesten, was der Boxsport kennt. Es waren Auseinandersetzungen, bei de-

nen Frazier plante, „den verdammten Schmetterling zurück zu Jesus zu schicken“, wie er mir einmal in seinem Gym in Philadelphia erzählte. Ali gab später zu, den Tod gespürt zu haben.

Nur ging es an diesem Nachmittag im Beverly Wilshire nicht um den Tod, es ging nicht um den Ring, es ging nicht um die beiden Männer.

Ali zeichnete weiter. 10, 15 Minuten lang drückte er mit seinem Filzstift schwarze Punkte in die sandfarbene Serviette, Hunderte schwarze Punkte.

Die Punkte, das waren die Zuschauer, die Menschen. Der eigentliche Grund, warum Muhammad Ali zum „Greatest Of All Time“ wurde.

Sicher, Beckenbauer oder Messi, es gab und gibt andere Sportler, die zaubern können, Künstler ihres Fachs, aber sie bleiben meist Fachidioten. Sie räumen aberwitzige Summen ab und bunkern sie, als könnten sie das ewige Leben dafür kaufen. Am Ende kostet sie das ihre Größe, jene Momente auf dem Feld, als es kurz so aussah, als könnten sie einen Unterschied machen, der mehr ist als nur ein Sportergebnis, als könnten sie der Schwerkraft des Lebens wirklich trotzen.

Ali ging es um mehr. Ausgerechnet Boxen, die brutalste aller Sportarten, verwandelte er in ein Schauspiel von Schönheit und Hoffnung. In Kunst.

Das hatte auch damit zu tun, dass die meisten, die ihm zusahen, das Gefühl hatten, er kämpfe für sie. Nicht für eine Ideologie, nicht für ein Land, nicht für eine Nation, nicht für eine Flagge.

Für die da unten. Die da draußen. Jene Unterlegenen, von denen die Mächtigen nichts wissen wollten. Alis Kunst bestand auch darin, die Benachteiligten nicht als anonymes Kollektiv oder als ökonomische Größe anzusprechen. Sondern persönlich, und kaum etwas ist persönlicher als die Farbe der Haut.

Auch Ali hatte an dieser größten Ungerechtigkeit seines Landes, dem brutalen Rassismus, zu leiden. 1960 nach dem Gewinn der Goldmedaille bei den Olympischen Spielen in Rom hatte ihn seine Heimatstadt Louisville, Kentucky, mit einer Kolonne von 25 Fahrzeugen empfangen. Aber als er, die Medaille immer noch um den Hals, ein Restaurant betrat und ein Glas Saft bestellte, hörte er:

„Nur für Weiße.“

„Aber er ist Olympiasieger“, murmelte ein Kellner beschwichtigend.

„Mir ist verdammt noch mal egal, was er ist“, sagte der Besitzer. „Raus mit ihm!“

Ali verweigerte sich der Unsichtbarkeit. Er nahm das Versprechen auf Glück, das in der amerikanischen Verfassung formuliert ist, ernst und das Versprechen auf Selbstbestimmung gleich dazu. „The freedom to be, who I want to be.“ Die Freiheit, der sein zu können, der ich sein möchte, war seine Losung. Diese Forderung gab Millionen Menschen Hoffnung: weniger Ungerechtigkeit, mehr Fairness. In Amerika und in anderen Teilen der Welt.

Wenn er den Ring betrat, verteidigte einer mit seinen Fäusten den Idealismus der Sechzigerjahre, da kämpfte einer gegen den Rassismus und den erbarmungslosen Krieg in Vietnam. Wenn Ali die Boxhandschuhe anzog, dann kämpfte jemand gegen die alte Ordnung. Es kämpfte Arm gegen Reich, die Dritte Welt gegen die Erste, Gut gegen Böse, David gegen Goliath.

„Muhammad Ali hat die Welt aufgerüttelt. Und die Welt ist deshalb besser. Wir sind alle besser dank ihm“, hat Barack

Obama gesagt, als er von Alis Tod erfuhr. „Muhammad Ali war der Größte. Punkt.“

Nelson Mandela sagte über Ali: „Er hat viele Menschen auf der ganzen Welt dazu gebracht, Erfolg danach zu beurteilen, ob es einem gelingt, die Unfairness des Lebens herauszufordern. Ich danke Muhammad Ali für die Kraft seines Charakters und die Kraft seiner Taten. Ich danke ihm für den Mut, den er mir gegeben hat.“

Dass sich in Deutschland heute viele Bürger wünschen, jemand wie Jérôme Boateng möge neben ihnen einziehen – auch das hat am Ende Ali mit auf den Weg gebracht.

Mehr als jeder Ideologie hat Ali von Anfang an den Menschen vertraut, egal welcher Hautfarbe und Herkunft. Darunter waren an entscheidenden Positionen auch Weiße: Männer wie Angelo Dundee, sein Trainer, Ferdie Pacheco, sein Ringarzt, Gene Kilroy, einer seiner Manager.

„Die Freiheit, der zu sein, der ich sein möchte.“

Alis Leben war ein großes Drama, ein epischer Kampf voller Risiken und Mut. Ein Schauspiel von Sieg und Niederlagen, von Hoffnung und Demütigung, von Widerstand und Triumph. Von Veränderung

## Als er an Parkinson erkrankte, zeigte Ali, wie man verliert. Auch hier war er ein Champion.

zum Besseren für viele und von Rückschlägen für ihn selbst. Sein härtester Kampf, der gegen Parkinson schließlich, dauerte 32 Jahre.

Warum hat Ali weitergeboxt, damals nach dem Sieg gegen George Foreman im Kampf des Jahrhunderts in Zaire? Warum ist er damals, auf dem Höhepunkt, nicht ausgestiegen, hat sich ein schönes Haus an einem Strand gekauft, seinen Reichtum genossen? Die Antwort ist: Geld war nichts Besonderes für ihn, die Menschen schon. Er wollte sie spüren, ihnen nah sein, und wo konnte er ihnen näher sein als auf seiner Bühne, zwischen den Seilen?

In der ersten Phase seiner Laufbahn, bis zum Jahr 1964, stand Ali durchschnittlich 5,5 Runden im Ring. In der zweiten Phase, bis zur Zeit des Foreman-Kampfes in Zaire, waren es schon 9,9 Runden. In der dritten Phase von 1975 bis 1981 schließlich musste er 12,6 Runden pro Kampf durchstehen. Runden, in denen er schwere Schläge kassierte, das vor allem.

Als er an Parkinson erkrankte, zeigte Ali, wie man verliert. Auch hier war er ein Champion.

Parkinson macht Menschen einsam und stumm. Es gab nun schlechte Tage für ihn und noch schlechtere, aber wenn man Ali

fragte, wie es ihm gehe, sagte er: „Gut, keine Schmerzen, nur Parkinson.“

Seine Grundbewegung hat er sich auch durch Parkinson nicht nehmen lassen. Raus aus den eigenen vier Wänden. Dort hin, wo er gebraucht wurde. Ob die Eröffnung einer Mädchenschule in Kabul oder die Olympischen Spiele in Atlanta, ob der Besuch von Kinderkrankenhäusern oder Obdachlosenheimen, wenn er es einrichten konnte, kam er gern.

Meist wurde Ali bei diesen Reisen begleitet von seinem ältesten Freund, dem Fotografen Howard Bingham. Die beiden kannten sich lange, seit den frühen Tagen in Louisville. Bingham hatte gut ausgesehen damals, die beiden kamen bei den Mädchen an, trotz der Tatsache, dass Bingham furchtbar stotterte.

Jetzt saßen die beiden Freunde im Flugzeug und im Auto oft zusammen, und manchmal, wenn Parkinson Alis Ausdrucksweise wieder lähmte, sagte Ali: „Himmel, Howard, nun spreche ich fast schon wie du.“ Dann lachten beide. Nur richtige Freunde dürfen solche Sachen sagen. Es sind große Momente der Verattheit.

Was bleibt nach all dem Ringen, nach seinen Schlachten für die Gleichberechtigung der Schwarzen, nach seiner Weigerung, nach Vietnam geschickt zu werden, nach seinen Kämpfen gegen Amerika, jenes Land, dessen Ungerechtigkeit, Mobschheit, Energie und Optimismus auch dazu beitrugen, dass er diese überlebensgroße Gestalt werden konnte?

Die Punkte. Die Zuschauer. Die Menschen.

Wir.

Man braucht eine gute Portion Größenwahn, wenn man sich den Kräften entgegenstellt, die er zurückdrängen wollte. Aber sein Vertrauen, dass die Welt besser sein könnte, als sie ist, und seine Großzügigkeit, seinen Teil dafür zu tun, war meist größer als sein Ego.

Die Punkte haben das gespürt, und sie spüren es noch heute.

Ali war der Beweis für die Hoffnung, dass es auch in einer komplexen und komplizierten Welt wenig gibt, was es mit der Herausforderung aufnehmen kann, das Richtige zu tun. Nicht das Realistische, nein, das Richtige. Und hinterher kein großes Pathos darum zu wickeln, sondern einen Witz fallen zu lassen, weil Humor uns ebenso menschlich macht wie unser Ringen nach Sinn und Richtigkeit.

Ali war so schön und mutig, wie wir gern wären, und in den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens so schutzlos und zäh, wie es viele von uns sind.

„Keine Schmerzen, nur Parkinson.“

Er stach nicht mehr wie eine Biene. Ein Schmetterling. Fast stumm, noch immer schwebend.

Thomas Hütetlin